

Geisenheimer Zeitung

General-Anzeiger für den Rheingau.

Anzeigebblatt der Stadt Geisenheim.

Verusprecher Nr. 123.

Verusprecher Nr. 123.

Erscheint
wöchentlich dreimal, Dienstag, Donnerstag und Samstag.
Samstags mit dem 8-seitigen „Illustrierten Unterhaltungsblatt“.
Dienstags mit der 4-seitigen Beilage „Deitere Blätter“.
Bezugspreis: 1 M 50 S vierteljährlich frei ins Haus oder durch die Post; in der Expedition abgeholt vierteljährlich 1 M 25 S.



Insertionspreis
der 6-gespaltigen Pettzeile oder deren Raum für Geisenheim 10 S;
auswärtiger Preis 15 S. — Reklamenpreis 30 S.
Bei mehrmaliger Aufnahme Rabatt nach Tarif.
Nr. 2789a der Reichspost-Zeitungsliste.

Nr. 110.

Verantwortlicher Redakteur:
Arthur Jander in Geisenheim a. Rh.

Samstag den 19. September 1914.

Druck und Verlag von Arthur Jander
in Geisenheim a. Rh.

14. Jahrg.

Der Völkerkrieg.

Günstiger Stand der Riesenschlacht.

Großes Hauptquartier, 17. September. (W. Z. B.)
Die Schlacht zwischen Doise und Maas ist die entscheidende Entscheidung immer noch nicht gefallen, aber gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß die Widerstandskraft des Gegners zu erlahmen beginnt. Ein mit großer Bravour unternommener französischer Durchbruchversuch auf dem äußersten rechten deutschen Flügel brach ohne besondere Anstrengung unter Truppen schließlich in sich selbst zusammen. In der Mitte der deutschen Armee gewinnt langsam der sichere Boden. Auf dem rechten Maasufer verurteilte Ausfälle aus Verdun wurden mit Leichtigkeit zurückgewiesen.

Großes Hauptquartier, 18. Sept. Wolff-Redaktion. Das französische 13. und 4. Armeekorps und Teile einer weiteren Division sind gestern südlich von Royon entscheidend geschlagen worden und haben mehrere Batterien verloren. Feindliche Angriffe auf verschiedenen Stellen der Schlachtfront sind teilweise zusammen gebrochen. Ebenso ist ein Vorstoß französischer Alpenjäger am Vogesenkamm im Bereich des Mont St. Eloi zurückgewiesen. Bei Erstürmung des Plateau Brimont bei Reims sind 2500 Gefangene gemacht worden. Auch sonst wurden in offener Feldschlacht Gefangene und Geschütze erbeutet, deren Zahl noch nicht zu übersehen ist.

Das Ostheer setzt seine Operationen im Gouvernement Suwalki fort. Teile gehen auf die Festung Biala vor.

Der österreichische Sieg über die Serben nach einer Meldung der „Köln. Ztg.“ wesentlich größer, als anfangs angenommen wurde. Mehrere heisse Kämpfe wurden durchgeschlagen, die Serben völlig aufgerieben und in großer Zahl über die Save zurückgeworfen. Eine große Anzahl von Gefangenen wurde gemacht. Sehr viele sind ertrunken. Der Besitz von Kuma, der von den Serben namentlich bedroht war, ist nunmehr wieder in österreichischen Besitz. In Agram wurden großartige Kundgebungen veranstaltet.

Rußlands Hinterhältigkeit. Der Inhaber eines großen industriellen Werkes in Berlin stellt der „Post. Ztg.“ einen Brief eines russischen Geschäftsfreundes vom 29. Juli zur Verfügung, der

schlagend beweist, daß in Rußland die Mobilmachung nach der ostpreussischen Grenze schon am 24. Juli d. J. in vollem Gange war. Der Brief hat scheinbar nur infolge eines Zufalles die russische Zensur unbemerkt passiert und traf am 31. Juli hier ein. Der Brief lautet:

„Bestätige mein heutiges Telegramm: ... Bei den jetzigen Zeiten muß man alles befürchten. Wir stehen hier im Zeichen der Mobilisation. Militär und Militär und weiter nichts! Allem Anschein nach müssen wir auch bald die Koffer packen. Kovno muß bis Freitag von Fremden verlassen sein. Seit vorigen Freitag gehen jede Nacht 7-8 Büge Militär dahin, meistens Artillerie.“

Wechsel in preussischen Oberpräsidenten.

Wie verlautet, ist das bereits seit mehreren Monaten vorliegende, wegen des Ausbruchs des Krieges aber einstweilen zurückgestellte Abschiedsgesuch des Oberpräsidenten von Böhmen in Hannover letztlich genehmigt worden. Ebenso soll dem Abschiedsgesuch des Oberpräsidenten von Böhmen in Schleswig entsprochen worden sein. Als Nachfolger für den Oberpräsidenten von Böhmen wird der frühere Minister des Innern von Moltke genannt, der bereits seit einigen Wochen die Stellvertretung des wegen Krankheit beurlaubten Oberpräsidenten führt. Oberpräsident in Hannover soll dem Vernehmen nach Oberpräsident von Windheim in Königsberg werden, während an dessen Stelle der in weiteren Kreisen bekannte Vorsitzende der Landwirtschaftskammer für Ostpreußen von Batocki treten soll. (W. Z. B.)

Die Vereinigten Staaten rühren sich.

— Stockholm, 16. September. Die Flotte der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean ist verstärkt worden und ein starkes Geschwader ist nach den Philippinen abgegangen.

Diese Nachricht steht offenbar im Zusammenhang mit dem Eingreifen der Japaner in den europäischen Krieg und speziell mit der englisch-japanischen Abmachung, derzufolge die Japaner gegen weitgehende Zusicherungen den Auftrag übernommen haben, den indischen Aufstand niederzukämpfen.

Verbot der heiligen Karawane nach Mekka.

Die „Frankf. Ztg.“ meldet aus Konstantinopel: In allen Teilen Ägyptens ruft es tiefsten Unwillen hervor, daß der englische Militärkommandant in Kairo den Abgang der heiligen Karawane nach Mekka verboten hat. Diese Karawane, welche nach den geheiligten Stätten bedeutende Geschenke überbringt, und der sich stets eine Anzahl arabischer Gelehrter von der bei den Muslimen höchstes Ansehen genießenden Universität Kairo anschließt, sollte in der vergangenen Woche abgehen.

Der englische Kreuzer „Glasgow“ gesunken.

Die in Buenos-Aires erscheinende „La Plata Post“ berichtet in ihrer jetzt eingetroffenen Nummer vom 11. August folgendes: Dem Hafenpräsidenten von Rio meldete der Kapitän des brasilianischen Dampfers „Stai-

tube“, daß er auf hoher See Rettungsboote, Waben und Rettungsgürtel des englischen Kreuzers „Glasgow“ gefunden habe. Ferner wurde gemeldet, daß dieses englische Kriegsschiff am Vormittag auf hoher See abging; bald darauf sei ein zweites Kriegsschiff am Horizont erschienen, welches der Kapitän für ein englisches gehalten habe, das aber ein deutsches (die Kriegsflaggen beider Flotten sind aus der Ferne schwer zu unterscheiden) gewesen zu sein scheint. Eine dritte, gestern abend in Buenos-Aires verbretete Meldung besagt, der „Glasgow“ sei bei Punta Arenas auf der Fahrt nach der Westküste gesichtet worden. Aus diesen Meldungen läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit entnehmen, daß ein deutscher Kreuzer das englische Kriegsschiff „Glasgow“ in den Grund gebohrt haben wird. Es ist ausgeschlossen, daß der „Glasgow“ vorgestern bei Rio und gestern bei Punta Arenas gesichtet worden sein kann. Ein Kriegsschiff, welches nur flieht, wirft auch nicht Rettungsboote über Bord.

Das Kriegsschiff „Glasgow“ ist ein moderner geschützter Kreuzer von 4900 Tonnen Wasserdrängung und etwa 26 Seemeilen Geschwindigkeit, das 1909 vom Stapel lief. Der Kreuzer hatte eine Besatzung von 376 Mann.

Das Gouvernement Suwalki.

Die Grenze des unter deutsche Verwaltung gestellten russischen Gouvernements Suwalki bildet im Norden und Osten der Memel, im Süden grenzt es an die Gouvernements Grodno und Lomsha, im Westen an Ostpreußen. Das annektierte Gouvernement hat eine Flächeninhalt von 12 500 Quadratkilometern und ist annähernd so groß wie das Königreich Sachsen. Der größte Teil seiner 600 000 Seelen zählenden Bevölkerung sind Litauer und Polen. Außerdem zählt es etwa 60 000 Juden und 30 000 Deutsche. Russen gibt es im ganzen nur 55 000. Die Industrie im Gouvernement ist nur unbedeutend entwickelt. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht. Die gleichnamige Hauptstadt zählt etwas mehr als 20 000 Einwohner. Von den Einwohnern des Gouvernements sind 76,55 Proz. Katholiken, 6,44 Proz. Protestanten, 5,6 Proz. Orthodoxe und 10,16 Proz. Israeliten.

Auskünfte über das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen.

Amlich wird bekannt gegeben: Mit der britischen, der französischen und der russischen Regierung ist ein Austausch von Listen der Kriegsgefangenen verabredet worden. Die Listen der deutschen Kriegsgefangenen werden, soweit es sich um Angehörige des Landheeres handelt, an das Zentralnachweisedureau des Königlich preussischen Kriegsministeriums in Berlin W., Dorotheenstr. 48, soweit es sich um Angehörige der Marine handelt, an das Zentralnachweisedureau des Reichsmarineamts in Berlin W., Matthäikirchstr. 9, gelangen. Diese beiden Stellen werden in einiger Zeit, jedoch nicht vor dem 1. Oktober dieses Jahres, in der Lage sein, Auskünfte über das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen zu erteilen.

Kriegsbriefe.

Veröffentlichung zur Veröffentlichung erteilt am 6. 9. 1914. des Chefs des Generalstabes des Heeres, v. Rohr, Major im Großen Generalstab.

Von Trier nach Luxemburg.
Zusammen zieht der große Transportzug nach Luxemburg aus dem Trierer Westbahnhof hinaus. Er ist vollgepackt mit katholischen Ordensschwestern und Brüdern, die sich zur Pflege der Verwundeten nach den Schlachtfeldern bei Longwy und darüber hinaus begeben wollen. „So sagte mir eine evangelische Dame in Trier, so offenherzig, haben wir für Mann, Kind und Hausorgenden Frauen uns vergeblich gefragt, welchen denn heute noch die Abschließung der Kloster- vom frisch pulsierenden Leben der Nation haben. Jetzt aber bin ich es zufrieden! Sie glauben, welcher Segen in diesen Tagen aus den stillen Klöstern der Äbtissin am Rhein und an der Mosel für das ganze Volk geflossen ist. Wie die Heizenmännchen die Schwestern seit Jahr und Tag ungläubliche Augen aufgestapelt und aus selbstgesponnenen Nachschlingen den Weinwand aufgetürmt, mit denen sie unseren Verwundeten zu Hilfe gekommen sind. Die vorvorgelichte des roten Kreuzes und des Vaterländischen Vereins in allen Ehren, aber man sieht es auf den Blick, wer von unseren Verwundeten in einem Lazarett und wer in einem Lazarett die ersten Handlungen erhalten hat. Da ist keiner, der nicht vom Blut bis zu den Füßen gewaschen und mit frischer Wäsche gewaschen worden ist. Und kein Stäubchen ist mehr in der Uniform oder gar zerschrittenen gewesenen Uniform zu sehen. Wenn die Tagesarbeit an den Verwundeten zu Ende war, haben die Klosterfrauen sich noch hingeseht und die Uniformen gereinigt und genäht, während in den Lazarett das nicht immer möglich gewesen sein mag. Die verwundeten imachen Mädchen hätten wir solche

Arbeit nicht gut zumuten können.“
Ja, unsere lieben jungen Mädchen! Sie müssen noch viel, sehr viel in diesem Kriege und mehr noch aus ihm lernen, selbst diejenigen, die sich mit anerkennenswerter Bereitwilligkeit in den Dienst des roten Kreuzes und des Vaterländischen Frauenvereins gestellt haben. Es ist ja sicher viel hübscher und anregender, mit weißen Kleidern, hohen Frisuren und koketten Häubchen auf dem Bahnsteig hin- und herzuwandeln, Ansichtsarten zu verteilen, sich von den Verwundeten Kriegserlebnisse erzählen zu lassen, bis einem die Haut angenehm schaudert, und Erschütterungen zu reichen, als schmutzige Binden zu erneuern und lehmige Uniformen zu reinigen. Immer mehr erkennt man auch in diesen Tagen wieder die Berechtigung der Forderung nach einem weiblichen Dienstjahr, das vor allem den heiligen Jwang der Ausbildung in der praktischen Krankenpflege auch auf diejenigen auszuweiten bestimmt ist, die es auch heute noch fertig bekommen, mit Federbüten, durchbrochenen Blusen und Lackstüben einherzustolzieren, als ob es sich bei dem Schicksal des Vaterlandes nicht auch um ihre Zukunft, sondern um das Schicksal irgend eines Botofudenvolkes handelte. Sehnsüchtig blicken sie zu den geschleierten Kriegerinnen hinüber, ob denn nicht bald die blutigen haurigen Bilder vom Kriegsschauplatz ihnen im bequemen Parkettstübchen geboten werden. Gott sei Dank hat der Große Generalstab keinen einzigen der „Kurt“ onkel zu unserer Armee zugelassen, und auch für die wenigen photographischen Aufnahmen, die gemacht werden dürfen, die allerstrengste Zensur eingeführt. Auch die paar Schlachtenmaler, die heute, aus Berlin, München und Leipzig kommend, einarrückt sind, haben naturgemäß ihre Zeichnungen zunächst vorzulegen. Unter diesen Umständen wird es von Interesse sein, zu beobachten, wie weit die Heeresleitung des Mutterlandes der Filmindustrie, Frankreich, dieser entgegengekommen sein mag. Viel Erfreuliches werden die Pathe Freres und Genossen ihren Landsleuten nach dem Kriege ja wohl nicht vorzuführen haben!

Inzwischen ist unser Zug in Luxemburg eingelaufen. Die smaragdgrüne Mosel, deren Ufer von fröhlichen Ausflüglern besetzte Dampfer leicht in sanfter Fahrt Tausende von Verwundeten nach den russischen Kurorten tragen, ist verschwunden und hat der kleinen Kette und dem Petrusbad Platz gemacht, in deren kühlen Kluten deutsche Soldaten ihre Pferde baden. Ganz Luxemburg steht im Zeichen des Krieges, und allem Anschein nach macht das Land infolge seiner Neutralität glänzende Geschäfte, wenn auch offiziell über die unvermeidlichen Verkehrsbeschränkungen geklagt wird. Auf dem Schloß der jugendlichen Großherzogin weht die rot-weiß-blaue Fahne, ein Zeichen, daß die Fürstin mit dem deutschen Blut in den Adern nicht, wie es die uns feindliche Presse behauptet hat, von unseren Soldaten gefangen genommen oder gar fortgeführt worden ist. Am Gegenteil, mitten unter den Damen und Herren des luxemburgischen roten Kreuzes, die heute auf dem Westbahnhof die durchfahrenden deutschen und französischen Verwundeten mit Brot und Butter, Limonade, Kaffee und Zigaretten labten, gingen zwei freundliche junge Damen einher, die aus großen Kaffeekannen den braunen Tranke der Lebante schänkten und durch nichts in Kleidung und Benehmen zu erkennen gaben, daß sie die Großherzogin Marie Adelsheid und Marie Anna waren.
In anerkennenswerter Weise nehmen die in deutscher Sprache erscheinenden luxemburgischen Zeitungen Stellung gegen die Sabotagen der uns feindlichen Auslandspressen und zeigen sich bemüht, der deutschen Invasion die beste Seite abzugewinnen. Bunt genug hat sich ja das Leben in der ohnehin pittoresken Stadt durch das Heerlager gestaltet, das unsere Truppen notgedrungen hier haben aufschlagen müssen. Besonders auf dem Bourbonplatz — nomen est omen! — fallen die dort errichteten braunen Lagerzelte ins Auge, unter denen ein ganzes Kavallerieregiment mit seinen Pferden bequem unterkommen kann. Automobile, die noch vor wenigen Wochen in dem Dienste eines großen Berliner Warenhauses

Unsere Luftflotte.

Gegenüber den mannigfachen falschen Meldungen der ausländischen Presse versichert der „Berliner Lot.-Anz.“ auf das bestimmteste, daß keines unserer Luftschiffe irgend eines Systems, sei es Zeppelin oder Schütte-Lanz, Barzeval oder Groß, bisher in feindliche Hände gefallen oder vernichtet worden ist. Selbstverständlich haben sie zum Teil Beschädigungen im feindlichen Flinten- und Schrapnellfeuer erlitten; soweit dies geschehen ist, sind sie zur Reparatur gebracht worden. Ueber alles Erwartete hinaus hat unsere Luftflotte glänzend abgeschnitten.

Der Verwüster Ostpreußens vor dem Kriegsgericht.

— Halle a. S., 17. September. Der russische General Martos, der befahl, die besetzten Ortshäuser Ostpreußens zu verbrennen und die männlichen Einwohner zu erschießen, wurde heute hier gefesselt eingebracht. Er kommt vor ein Kriegsgericht. (Man würde es allgemein mit Befriedigung begrüßen, wenn gegenüber diesem Russengeneral, der in der infamsten Weise die Verwüstung der ostpreussischen Grenzgebiete und die schmachvolle Ermordung friedlicher Bewohner veranlaßt hat, keine Gnade geübt würde.)

Ein englischer Bericht über die Wirkung der Zeppelnbomben.

Im Gegensatz zu den Berichten aus feindlicher Quelle, die von dem Werfen von Bomben durch Zeppeline nur mit dem ständigen Zusatz „ohne Schaden anzurichten“ Kenntnis zu geben pflegen, erhält der Londoner „Daily Chronicle“ von seinem Korrespondenten in Antwerpen einen Bericht über die Wirkung der Zeppelnbomben, in dem es heißt:

Noch nie habe ich etwas Grauenhasterees gesehen als die Stätten, wo die Zeppelnbomben gefallen sind. Es ist unmöglich zu sagen, welchen Schaden sie angerichtet haben, wieviel Menschen ihnen zum Opfer gefallen sind. Alle Regierungen Europas und Amerikas sollten gegen die Verwendung der Zeppeline protestieren. Ich habe die zehn Orte, an denen die Bomben eingeschlagen haben, alle besucht und habe dann mehrere der herbortragendsten Persönlichkeiten Belgien gebeten, mitzukommen und sich von der grauenhaften Wirkung der Bomben zu überzeugen. Es schlossen sich mir an: der päpstliche Nuntius, der russische Botschafter, der Privatsekretär des Königs von Belgien, der Staatssekretär des Auswärtigen und zwei belgische Minister. Sie waren entsetzt von dem, was sie sahen. Der russische Botschafter war so überwältigt von Grauen, daß er erklärte, nicht mehr zu den anderen Stellen mitgehen zu können. Die Bevölkerung von Antwerpen ist gelähmt vor Entsetzen, und die Tragödie des Zeppelins bewegt sie mehr als das Schicksal der Schlacht von Mauthausen.

Der Auszug aus Paris.

In einem aus Coppey, 8. September, datierten Bericht der „Neuen Züricher Ztg.“ heißt es:

Um jedes der Forts, die das verschanzte Lager von Paris bilden, zieht sich ein als „militärische Zone“ bezeichnetes Gebiet. Für diese Gebiete waren Baugelassen erteilt worden mit der Klausel, daß die Gebäude auf das erste Ansuchen der Militärbehörde zerstört werden dürfen. Eine Bevölkerung von ungefähr 100 000 Seelen lebte hier in Bretterverschlägen oder in einstöckigen Häusern, als der Gouverneur von Paris die Kärnung der militärischen Zonen und die Zerstörung der Gebäude — deren Besitzer überdies auf keinerlei Entschädigung Anspruch haben — anordnete. Damit begann auf einzelnen Straßen von Paris der traurigste Auszug, den man sich denken kann. Männer, Frauen und Kinder inmitten ihrer kümmerlichen Habe und mit allem, was sie hatten mitnehmen können, dem Hund, der Katze, dem Kanarienvogel, zogen auf mächtigen Wagen einer unbekannt, erhofften oder versprochenen Zuflucht zu, einer ungewissen Zukunft und dem Elend entgegen. Die meisten hatten alles verloren, viele die Frucht der Arbeit und der Ersparnisse mehrerer Jahre.

Wie viele sind nun fort? Es ist schwer, das zu ermitteln. Mindestens 15 000 Personen warteten täglich auf der Gare d'Orléans auf Billette, ohne die der Eintritt in den Bahnhof nicht gestattet war, und sicher mehr als 5000 vor der Gare de Lyon. Ich glaube der Wahrheit nahe zu sein, wenn ich die Zahl derer, die bis zum 7. September abgefahren sind, auf eine schwache Million schätze. Zurückgeblieben sind nur diejenigen, denen nichts anderes möglich war.

Wie lange dauert die Dienstzeit nach dem Kriege?

Ueber die Anrechnung der Dienstzeit während des Krieges sind allerlei unrichtige Anschauungen vorhanden. Insbesondere betreffen sie die „doppelte Anrechnung“ der Kriegszeit und die Dienstzeit der Freiwilligen. Es wird darum eine amtliche Aufklärung interessieren, die wir dem „Kasseler Tageblatt“ entnehmen:

Bei den „Freiwilligen“ ist zu unterscheiden zwischen Militärpflichtigen, die sich freiwillig aus Anlaß des Krieges gestellt haben und zwischen Freiwilligen, die nicht mehr militärpflichtig sind. Dazu kommen noch die Einjährig-Freiwilligen. Die Freiwilligen, welche bereits jetzt militärpflichtig sind, werden nach Beendigung des Krieges bis zur Ableistung ihrer gesetzlichen Dienstpflicht zurückbehalten, also Einjährig-Freiwillige für insgesamt ein Jahr, die übrigen, je nach der Waffengattung, 2—3 Jahre. Die zum Einjährig-Freiwilligendienst Berechtigten, die mit ihrer Jahresklasse zum Dienst herangezogen wurden, also nicht frei-

standen, Zetterwagen Thüringer Bauernkinder und Hamburger Fremdenverkehrsautomobile rollen hintereinander die Rue de la Liberté hinauf und hinunter, deren zweisprachige Straßenschilder auch die deutsche Uebersetzung aufweisen. In den schönen Anlagen am Petrusbach ruhen sich einige Thüringer Landsturmlente von dem Postenstehen in der glühenden Mittagshitze aus. Ihr urgemüthliches Gebahren hat die Luxemburger offensichtlich für unsere Truppen eingenommen, denn am Abend sehen sie überall mit ihren Wirtsknechten vor den Türen sitzen. Da erzählen sie denn von der ferneren waldartigen Heimat und singen die schönen Volksweisen, die dem durch Clairontrumpfgeschmetter und Cabarettgedudel verdrängten Luxemburger Ohr ganz seltsam klingen müssen. Und wenn man diese braven blonden Männer aus der Wartburggegend sieht, muß man unwillkürlich an stille Thüringer Bauernhäuser denken, vor denen erwartungsvoll die Alten sitzen und auf neue frohe Kunde harren am Tage vor Sedan!

Paul Schreiber, Kriegsberichterstatter.

wang ergetreten sind, treten — sofern sie es wünschen — bei Auflösung der Ersatztruppenteile wieder in den Genuß der ihnen bewilligten vorläufigen Zurückstellung. Die als Kriegsfreiwillige eingetretene n Mannschaften ohne Berechtigungsschein können ihre aktive Dienstzeit von 2 oder 3 Jahren an die Demobilmachung anschließend beenden; desgleichen auch die mit Berechtigungsschein zum Einjährig-Freiwilligendienst versehenen Kriegsfreiwilligen ihre aktive Dienstzeit von einem Jahr.

Die bereits abgeleistete Dienstzeit gelangt bei allen vor Ableistung der gesetzlichen Dienstpflicht Entlassenen bei etwaiger späterer Wiedereinstellung zur Anrechnung. Im allgemeinen werden die Kriegsfreiwilligen nur auf Kriegsdauer angenommen und bei der Demobilmachung oder bei Auflösung der betreffenden Truppenteile usw. zur Verfüngung der Ersatzbehörden entlassen. Ueber die doppelte Anrechnung der Kriegszeit läßt sich mitteilen, daß es sich dabei nicht um eine Anrechnung während der Dienstzeit selbst handelt, d. h. die Dienstzeit wird durch den Krieg nicht verkürzt. Diese doppelte Berechnung tritt nur in Kraft bei Festsetzung des Dienstalters, bei Anstellung, bei Berechnung des Gehalts usw.

Durch die vorstehenden Ausführungen ist auch die Frage beantwortet, wie es mit solchen noch nicht Militärpflichtigen steht, die den Berechtigungsschein zum Einjährig-Freiwilligendienst zu erwerben gedachten. Diese werden nach dem Kriege entlassen, können dann die Prüfung machen, und es wird ihnen später, wenn sie als Einjährige eintreten, die Kriegszeit auf ihr einjähriges Dienstjahr angerechnet.

Schandtaten der Russen.

Die Russen, die nun von dem General „Vorwärts“ des 20. Jahrhunderts, dem zum Dr. theol. et phil. et med. et jur. h. c. von der Königsberger Universität ernannten Generalobersten v. Hindenburg, so glänzend aufs Haupt geschlagen worden sind, haben in Ostpreußen gräßlich gehaust. Die Hunnen, die in grauer Vorzeit einst Europa sengend, brennend und mordend überschwebt haben, können es nicht ärger getrieben haben wie diese russischen Mordgesellen. Die Federn der Kriegsberichterflatter sträuben sich, all das Furchtbare, Grauenhafte, was sie in dem so arg mitgenommenen ostpreussischen Lande gesehen haben, niederzuschreiben. Die Soldnerscharen des 30jährigen Krieges, die doch an Rohheit und Mordlust ihresgleichen so leicht nicht finden, werden von den jeder Zivilisation und Kultur baren Truppen Rußlands weit übertroffen. Man lese nur, was der Kriegsberichterflatter Paul Hindenburg dem „Berl. Tagebl.“ von Insterburg aus unterm 14. September berichtet:

„Die Verwüstungen sind unsagbar, sind unbeschreiblich! Sie müssen völlig planmäßig, auf Befehl, angeführt worden sein, sonst können Menschen nicht — und man sucht doch auch bei dem russischen Feinde nach menschlichen Eigenschaften — in solcher Weise zu Bestien werden!“

Was mir einzelne Soldaten in den letzten drei Tagen von schauerlichen Taten erzählten, ist so entsetzlich, daß man sich kränkt, es zu schreiben. So hätte man vorsehern einen russischen Offizier nebst sechzehn Soldaten in einem Straßengraben unweit Nordenburg überrascht; zehn Schritte weiter hätte man

eine Frau mit durchschnittenem Kehle, in der Tasche des Offiziers aber einen blutigen Finger mit goldenem Ring gefunden! Ich schreibe ausdrücklich „hätte!“ Aber kann man das nicht für möglich halten, wenn man nicht den, mir von offizieller Seite zugegangenen und vom Armeekorpskommando unserem Generalfstab und Auswärtigen Amt übermittelten Bericht gelesen: „Vor zirka 14 Tagen, zwei Tage nach der Schlacht bei Dorotowo, traf ich auf der Chaussee Guttstadt—Seeburg einen Trupp Rekruten, etwa 21 Mann, welche am Tage vorher von Kosaken überfallen worden waren. Man hatte den Rekruten entweder ein Bein oder eine Hand abgehakt und sie dann so an der Chaussee liegen lassen. Ein Gendarm hatte die Rekruten begleitet und lag auf der Chaussee so gefesselt, daß er knien mußte, die Hände auf den Rücken gebunden.“

Ehren und Nase waren ihm abgeschnitten. Sie lebten zum größten Teil noch. Ich ließ sie durch Zivilpersonen aus Guttstadt dorthin bringen, hatte selbst nicht Zeit, mich weiter um sie zu kümmern. W. L. Oberleutnant der Reserve, Fußparkkolonne 63, 1. Reservebataillon.“

„Wir führen Krieg nicht gegen Menschen, sondern gegen Tiere,“ sagte mir vorgestern der Schlossherr v. Jansen, Gerdaunen, das wir von dem Flecken Varten aus — es zählt 1500 Einwohner, und die Russen hatten dort binnen zwei Wochen einen Schaden von über 200 000 Mark angerichtet, auch sonstige Untaten verübt — erreicht. Gerdaunen, ein freundliches Städtchen von zirka 3500 Bewohnern, bezieht nur noch dem Namen nach! Alles nieder- und ausgebrannt! . . . kein einziges Haus ist unversehrt geblieben. Die Klammern sehen das Werk der Zerstörung fort. . . Die 16 Kilometer lange Chaussee von Gerdaunen bis Nordenburg kann man als

die Straße des Jammers bezeichnen! Alles vernichtet! Kein Haus, keine Hütte, kein Gehöft, keine Ortschaft ward verschont! Alles in Trümmern, überall der rote Dahn aufgesetzt. Die schönen, wohl sechzigjährigen Buchen sind gefällt worden, während der Hälfte des Weges vielfach Schützengräben und unsichtbar angelegte Unterstände, vielfach tote Pferde, totes Vieh . . .

Schnell eine Nachschrift. Ich komme gerade von einer gemeinsamen Besprechung mit dem Generalfstabchef. Er bestätigte uns die Greuelthaten, die jeder Zivilisation Hohn sprechen. Voll Bewunderung berichtete er von den Selbsttaten unserer Soldaten, von ihren Marschleistungen, von der Willigkeit, alle Entbehrungen zu tragen. Jeden Abend an den letzten Tagen mußten sie sich ihre Quartiere mit dem Bajonett erkämpfen. Ein gefangener baltischer Offizier sagte, nachdem er diese sinnlose — seine eigenen Worte — Verwüstung gesehen: „Ich wundere mich über die deutsche Humanität . . .“

Ein anderer Generalfstabsoffizier berichtete, daß einer seiner Kameraden, auch vom Generalfstab, seinen oben erwähnten russischen Offizier mit dem blutigen Finger einer Frau gefunden! Also Tatkunde, wie ebenso die abgeschlachtete Frau. Und aus derselben Quelle offiziell: man fand bei Soldat

21 Frauen mit abgeschnittenen Brüsten und aufgeschlitzten Leibern.

Eine „Tat“ der Kosaken! Und mit diesen Teufeln hat sich das auf seine Freiheit und Gestalt pochende „stoße Albion“ verbandelt.

Soll man diese entsetzlichen Greuelthaten glauben? Man möchte es nicht für möglich halten, daß Men-

sch zu solchen Bestien werden können, aber es sind Tatkunden, die sich nicht verleugnen lassen. Armes Ostpreußen! Gott sei Dank, daß jetzt die Russen herausgejagt sind!

Englands Selbstmord.

Die Japaner zur Niederwerfung des indischen Reiches.

M. Japans Hilfe gegen die ausländischen Jnder kostet England einen unglaublichen Preis. Die Anleihe von 200 Millionen Dollars, die Japan dafür gefordert hat, ist darin noch am geringsten anzuschlagen. Man hätte es indessen kaum für möglich halten sollen, daß die britische Regierung auf die andern beiden Forderungen Japans: freie Einwanderung in die englischen Besitzungen am Stillen Ozean und freie Hand in China eingegangen wäre. Eine nähere Bestätigung ist ja freilich noch abzuwarten, aber ein ködruhen Wahrheit wird in der von namhaften ausländischen Blättern verbreiteten Nachricht zweifellos stehen.

Man kann hieraus einerseits ersehen, wie schlimm es mit der britischen Herrschaft in Indien bestellt ist. Es scheint dort ganz gewaltig zu gähren. England hat die unglaubliche Torheit begangen, seine schwachen militärischen Streitkräfte in Indien, die zur Niederwerfung eines Aufstandes der Jnder an sich schon nicht im Stande waren, durch Abkommandierungen auf den europäischen Kriegsschauplatz zu verringern. Auf 300 Millionen Jnder kamen bisher gerade 75 000 europäische Soldaten. Während aber früher die revolutionären Vereinigungen nur im Geheimen wirkten und nur hier und da ein Bombenwurf, wie vor einiger Zeit das Attentat auf einen Vizkönig, der nur weil durch ein Wunder dem Tode entging, zeigte, daß die englische Zwangsherrschaft auf einem stark untermauertem Fundament ruhte, scheint jetzt der Aufruhr kein Ziel zu loben.

Die Gründe für die Unzufriedenheit der Jnder sind sehr triftige. Seit langem sind die Eingeborenen erregt über die vor Jahren vollzogene Teilung von Bengalen in zwei gesonderte Provinzen, welche Maßregel die Bengalen als eine Zerstückung ihres nationalen zusammengehörigen Landes betrachten. Die indische Bevölkerung seufzt unter einer Steuerlast, die in der Geschichte ihres gleichen sucht. Drei Viertel seines Gewinnes muß der Bauer — 80 Prozent der Bevölkerung sind in der Landwirtschaft beschäftigt — an Steuern und Abgaben aufbringen. So kommt das Volk aus furchtbarester Armut und grauenhafter Not gar nicht heraus. Unter den Jndern gibt es ein zahlreiches gebildetes Proletariat, eine Unmasse junger Leute, die in England und auf europäischen Hochschulen studiert und zum mindesten eine den europäischen Verwaltungsbeamten in Indien ebenbürtige Bildung aufzuweisen haben. Während sie in England gesellschaftlich eine gleiche Stellung einnehmen wie die Engländer und zu ihren Klubs Zutritt haben, werden sie in ihrem Mutterlande als Parias behandelt. Die Klubs sind ihnen verschlossen. Die höheren Verwaltungsstellen werden nur von Engländern besetzt, ihnen, die wohlgenutzt, genau so, wenn nicht besser vorgebildet sind als jene, sind lediglich die unteren, schlecht bezahlten Stellen in der englischen Verwaltung vorbehalten. In diesen Leuten haben sich die schlauesten Engländer selbst eine Kaste herangezogen, die vor Auslehnung und Gewalttat nicht zurücksteht und die naturgemäß die Führer der gedrückten bäuerlichen Bevölkerung abgeben muß. Diese europäisch gebildete junge Generation scheint jetzt die Situation erfaßt und das indische Volk zur Empörung veranlaßt zu haben, der die Engländer nun aus eigener Kraft nicht mehr Herr werden können.

Die Gefahr des Endes der britischen Herrschaft in Indien.

droht. Hilfe sollen die Japaner bringen. In ihnen aber haben sich die Engländer die richtigen Helfer ausgesucht. Bideie dieses mongolische Volk schon immer eine Gefahr für die Kolonien der europäischen Mächte in Asien, so öffnet England ihnen jetzt die Tür und Tor. Schon seit langem bestand in Tokio ein Komitee „Japan-Indien“, das nichts anderes bezweckte, als die Ueberschwemmung Indiens mit dem Ueberfluß der japanischen Bevölkerung, die das Mutterland selbst nicht ernähren kann. Die Vereinigten Staaten haben die gelbe Gefahr frühzeitig erkannt und der japanischen Einwanderung einen Hiegel vorgeschoben. England gewährt ihnen freie Einwanderung in seine Besitzungen am Stillen Ozean und ruft japanische Truppen nach Indien.

Das ist Selbstmord!

Nichts anderes! England setzt damit selbst die Art an. Die die Wurzel seines Besitzes im fernen Osten an. Die Zeit wird kommen, wo die Briten die Geister, die sie jetzt gerufen haben, nicht mehr bannen können. Denn daß Japan aus Indien herausgehen wird, wenn ihm einmal die Unterwerfung der Jnder gelungen sein sollte, ist kaum anzunehmen. In seinem gelben Bundesgenossen wird John Bull noch viel Freude erleben.

Das Eingreifen Japans in Indien bedeutet vor allem auch für Holland eine eminente Gefahr, die die Holländer seit langem beschränkt haben. Nicht umsonst haben sie in ihren Kolonien strenge Maßnahmen gegen die gelbe Ueberschwemmung angeordnet. Das holländische Nationalvermögen aber ist bei indischen Unternehmungen zu einem nicht geringen Teile interessiert.

„Indien verloren — Unglück geboren!“ betitelt sich eine vor einigen Monaten erschienene Nachschrift eines Holländers namens Dr. Sanders, der darauf hinweist, daß zwei Fünftel des auf 3/2 Milliarden geschätzten holländischen Nationalvermögens in indischen Unternehmungen stehen, ganz abgesehen von Kapitalien solcher Unternehmungen, die ausschließlich oder doch zum größten Teil mit Indien in Beziehung stehen.

Auch die freie Hand in China, die Japan gemäß sein soll, bedeutet für die europäischen Kulturmächte und nicht zuletzt für England eine riesige Gefahr. Diese „freie Hand“ würde einen neuen chinesisch-japanischen Krieg entfesseln, sie würde all die mühsam erworbenen Erwerbungen der europäischen Staaten in dem Reiche der Mitte, alle die europäischen und amerikanischen Unternehmungen verderblich treffen, wenn nicht vernichten. China würde Japan auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sein; denn vor einer Weltmacht schreckt dieses Volk, wie satissam bekannt, noch viel weniger zurück als seine britischen Freunde.

Alle diese Erwägungen lassen die Meldung von der japanischen Hilfe in Indien und den dafür angebotenen genehmigten englischen Konzessionen als unglücklich erscheinen. Sollte sie sich dennoch bestätigen, so wäre

Wäscht von selbst
ohne Reiben und Bürsten.

Persil

das selbsttätige
Waschmittel

Bleicht und desinfiziert.
Garantiert unschädlich.

Bekanntmachung.

L. 8012. Die Verluflisten der Armee liegen fortan im hiesigen Kreisbause, Zimmer 6 und auf den Bürgermeisterräumen zu Rüdeshheim, Geisenheim, Eltville, Lorch, Winkel, Oestrich, Johannisberg, Niedrich und Niederwalluf aus.

Ferner werden wöchentlich Auszüge, enthaltend die Namen der Toten, Verwundeten und Vermissten aus dem hiesigen Kreise bei den vorbenannten Amtsstellen ausgelegt und durch die sämtlichen Kreisblätter veröffentlicht werden.

Rüdeshheim, den 12. September 1914.
Der Landrat. Wagner.

Bekanntmachung.

Der Rheingauer Verein für Obst- und Gartenbau veranstaltet wie alljährlich, so auch in diesem Jahre am Freitag, den 2. Oktober in Wiesbaden, Hotel Friedrichshof in der Friedrichstraße, einen Rheingauer Obstmarkt, zu dessen Besichtigung die hiesigen Obstzüchter hiermit eingeladen werden.

Geisenheim, den 17. September 1914.
Der Bürgermeister.
J. B.: Kremer, Beigeordneter.

Bekanntmachung.

In gegenwärtiger Zeit ist die tunlichste Verstärkung des Goldbestandes der Reichsbank von außerordentlicher, nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch politischer Bedeutung.

Die hiesige Einwohnerschaft wird deshalb ersucht, etwa in ihrem Besitze befindliches Goldgeld gegen Banknoten bei der hiesigen Stadtkasse umzutauschen.

Geisenheim, den 16. September 1914.
Der Beigeordnete: Kremer.

Bekanntmachung.

Nach Anhörung des Ortsgerichts und des Herbstauschusses ordne ich hiermit folgendes an:

Die Weinbergsgemarkung Geisenheim ist mit Samstag, den 19. September d. Js., abends 7 Uhr, geschlossen.

Die Weinbergbesitzer werden aufgefordert, die Weinbergarbeiten zu beschleunigen und die Weinbergwege zu ebnen und von Unkraut zu reinigen.

Während des Herbstschlusses ist an den Tagen Montag und Donnerstag jeder Woche Feldertrag. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß an Feldertagen die Weinberge nicht dem allgemeinen Verkehr geöffnet sind, das Betreten der Weinberge vielmehr nur denjenigen Personen gestattet ist, die Felder zu bestellen und abzuräumen haben.

Zu widerhandlungen werden bestraft.
Geisenheim, den 9. September 1914.
Der Magistrat.
J. B.: Kremer, Beigeordneter.

Die Verkaufsbuden in Marienthal

sollen neu und zwar auf 5 Jahre verpachtet werden. Stand 1 als Kerzenstand, Stand 2, 3 und 4 als Devotionalienstand, Stand 5 als Bücherstand, Stand 6 und 7 als Zuckerwarenstand, Stand 8 als Erfrischungsstand, sodann Kaffee- und Weststand.

Liebhaber wollen bis zum 1. Oktober an untenstehende Adresse mit Beifügung einer Retourmarke schriftlich Offerte einreichen mit Angabe: 1. auf welchen Stand sie reflektieren, 2. welche jährliche Pacht sie zu zahlen gedenken.

Nikolaus Wallenstein, Rüdeshheim, Eibingerstr.

Photographie

Photographische Aufnahmen im Geisenheimer Atelier werden nur auf vorherige Bestellung gemacht. Im Allgemeinen kommt das Rüdeshheimer Hauptgeschäft, das jederzeit geöffnet ist, in Betracht.

Osw. Heiderich,
Rüdeshheim-Geisenheim.

Telefon Nr. 202.



Todes-Anzeige.

Heute Morgen 7¹/₄ Uhr entschlief sanft nach kurzem, schwerem Leiden, gestärkt durch den öfteren Empfang der hl. Sterbesakramente, unsere liebe Tante

Frau Christina Schneider Wwe.

geb. Kittel

im 85. Lebensjahre.

Im Namen der trauernd Hinterbliebenen:
Familie Carl Kittel.

Geisenheim, den 18. September 1914.

Die Beerdigung findet Sonntag Nachmittag 3 Uhr von ihrem Hause, Winkelerlandstrasse 43 aus statt, die Exequien Montag Morgen 7¹/₄ Uhr.

Zahn-Atelier Hans Sebök

ehemal. erster Techniker bei Herrn Univ.-Professor Dr. Mayrhofer, sowie am zahnärztl. Institut der K. K. Universität Innsbruck und der Königl. Universitäts-Zahnklinik Budapest

Fruchtmarkt Bingen Ecke Amtstr.

— Modern und erstklassig, streng hygienisch eingerichtetes Atelier. —

Künstl. Zähne, Kronen- u. Brückenarbeiten, Plomben

usw. in nur erstklassig vollendeter Ausführung.

Schonende, gewissenhafte Behandlung zu mässigen Preisen.

Friedr. Exner, Wiesbaden

Fernsprecher 1924

14 Neugasse 14.

Fernsprecher 1924

empfiehlt in reicher Auswahl

Erstlings- und Kinder-Wäsche

Hemden, Jäckchen, Einschlagdecken, Wickelbinden, Wickelhosen, Molton-Deckchen, Leibchen, Lätzchen, Röckchen, Schuhe, Taufkleider, Tragkleider, Capes

Ueberzieh-Jäckchen, Deckel-Mützen, Hüte, Häubchen, Wagendecken, Flaschenwärmer, Ohrenbinden, Kinder-Schutz-Gürtel.

Zu Gelegenheits-Geschenken stets passende Artikel in allen Preislagen.

Herren-, Damen- und Kinder-Wäsche, Kragen, Manschetten, Vorhemden, Kravatten, Hosenträger, Korsetten, Schürzen, Handschuhe.



Wilh. Edel Söhne, Geisenheim.

Salmiak-Terpentin-Schnitzel-Seife

Da nur reine Kernseife besser und billiger als jedes andere Waschmittel.

Gustav Erkel,
O. W. Poths Nachfolger
Seifenfabrik, Wiesbaden.

Niederlagen in:
Geisenheim bei Leo Hellbach,
vorm. Hch. Ostern.
Winkel bei Josef Nass, Hauptstr.

Möbl. Zimmer

zu vermieten. Wo? sagt die Exped. d. Zeitung.

F. J. Petry's Zahn-Praxis

Gegründet 1893 Bingen a. Rh., Neubau Mainzerstr. 5¹/₁₀

Neu! Petry's Patent-Gebissfesthalter. Deutsches Reichspatent. Oberersatzstücke mit diesem Sauger gefertigt, halten unbedingt fest. Die Petry Patent-Festhalter können auch in jedes alte Gebiss Oberersatzplatte angebracht werden. Preise billigst! Spezial: Goldkronen aller Systeme. Unsichtbare Porzellan-Plomben. Schmerzloses Zahnziehen in Narkose. Füllen der Zähne und Reinigen nach den neuesten Erfahrungen der Wissenschaft.

Deutsches Haus Münchener

Franziskaner Beißbräu im Anstich.

Kath. Jünglingsverein

Sonntag den 20. Sept., nachmittags 3¹/₂ Uhr:

Spiel auf dem Sportplatz

Abends 8 Uhr:

Verammlung

Montag den 21. Sept., abends 8 Uhr:

Turnstunde im Saale.

Vollzähliges Erscheinen wünscht Der Vorstand.

Sehr schöne, nicht mit Nikotinmitteln behandelte

reife Trauben

werden billig abgegeben.
J. B. Dilonenzi.

Gelbe Juli Nieren Kartoffeln

die beste Speiseware zu haben bei

G. Dillmann.

Alle Sorten Obst

kauft fortwährend zu den höchsten Tagespreisen

Franz Rückert,
Zollstraße.

Jeden Tag können

Zwetschen, gute Birnen und Nüsse

abgeliefert werden bei Gregor Dillmann.

Pianos eigener Arbeit mit Garantie.

Mod. 1 Studier-Piano 1,22 m h. 450 M.

" 2 Käßlia-Piano 1,25 m h. 500 M.

" 3 Menania A 1,28 m h. 570 M.

" 4 Menania B 1,28 m h. 600 M.

" 5 Moquantia A 1,30 m h. 650 M.

" 6 Moquantia B 1,30 m h. 680 M.

" 7 Salon A 1,32 m h. 720 M.

" 8 Salon B 1,32 m h. 750 M.

u. s. w. auf Raten ohne Aufschlag per Monat 15-20 M. Kasse 5% — Gegründet 1843.

Wilh. Müller
Kgl. Span. Hof-Piano-Fabrik Mainz

Winklerstr. 3.

Visitenkarten

Buchdruckerei Arthur Jander.

Bäder zu jeder Tageszeit.

Hotel, Restaurant, Cafe „Zur Linde“ Telefon 205

Lazarett-Schuhe

große Quantitäten, billigste Preise, sofort lieferbar.

Schuhhaus Morath

Bingen am Rhein.

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Wir müssen liegen!

Kings um uns starrt die Welt in Waffen,
Dierfach bedroht ist unser Land,
Was Mut, Kultur und Fleiß erschaffen,
Soll untergehn im Weltenbrand!
Doch ohne Furcht erwarten wir den Feind,
Und in ganz Deutschland, brüderlich geeint,
Erhört der Ruf: „Es gibt kein Unterliegen,
Wir müssen siegen!“

Es scharf sich alles um die Fahnen,
Es eilet Jung und Alt herbei,
Und wie dereinstens unsern Ahnen
Ist auch uns „Sieg“ das Feldgeschrei!
Aun Rußland, Frankreich, England du,
Nimm Belgien getrost dazu —
Es ruft das Horn, die Banner fliegen,
Wir müssen siegen!

Und die wir hier im Lande bleiben,
Wir wollen unser bestes tun,
Woll'n edlen Sammelsport nun treiben,
In Liebeswerken nimmer ruh'n!
Jetzt in den Kampf, machtvoll und kühn,
Sorgt, daß die Feinde schleunigst flieh'n
Und Keile über Keile kriegen:
Wir müssen siegen! Julius Bernau.

Das Auge des Herrn.

Roman von Hans H. Osman.
(Nachdruck verboten.)

9.

Jan von Koczjerowski stand im
alten Einsiechen Wohnzimmer,
das er als Arbeitszimmer benutzte,
vor seinem Schreibtische und blickte
auf eine elegante Einladungskarte
über. Konjul Freiland, der Be-
rater von Stevenhagen, gab sich die
Mühe, zur Hirschjagd Herrn Jan
von Koczjerowski einzuladen. Die
Stevenhagener Jagd war berühmt
— die meisten der prachtvollen
Kontinentaler Herrenhäuser hingen,
stammten aus den ausgedehnten
Wäldern des schönen Waldgutes —
und von jener Zeit her, wo Steven-
hagen ebenso wie Schlarentin den
Königlichen gehörte.
Die Jagdeinladung des Stet-
tiner Großkaufmanns, dem Steven-
hagen jetzt gehörte, waren deshalb
über die ganze Provinz sehr begehrt,
und der Malchentiner Verwalter
wurde wohl trotz aller Anerkennung,
daß er der Gegend durch seine Tüch-
tigkeit abgerungen hatte, kaum
solchen Ehre zuteil geworden
— wenn der Konjul nicht Reserve-
offizier desselben Regiments ge-
wesen wäre, dem auch er angehörte.
Die hatten sich kürzlich in Stettin
getroffen, wohin Koczjerowski ab-
zu einmal fuhr — um „Dust



Acht Söhne kämpfen für Kaiser und Reich.

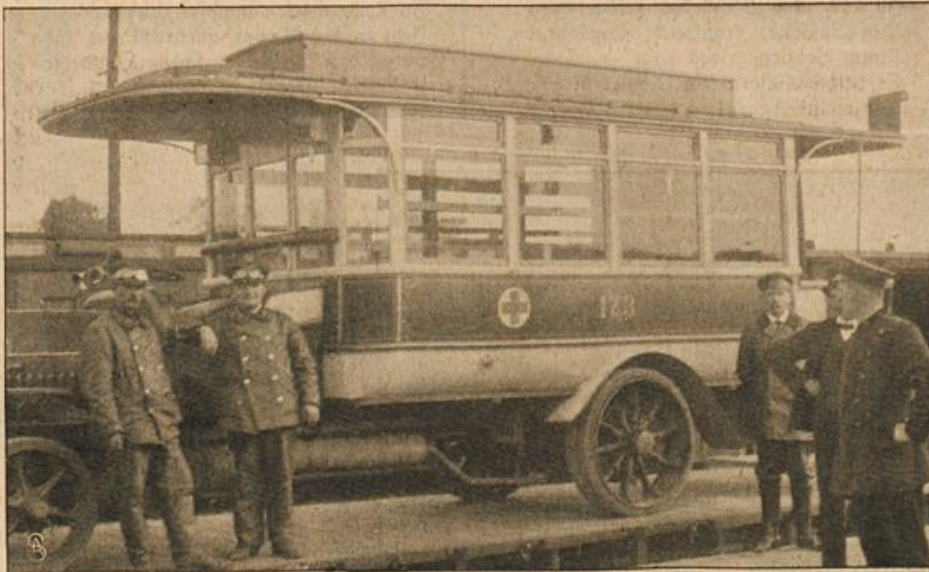
zu holen“, wie er es selbst nannte.
Seit dem Tage, wo er sich mit
Annemarie verlobt hatte, war nun
fast ein halbes Jahr verstrichen.
In ihrem äußerlichen Verhältnis
hatte sich eigentlich wenig verändert.
Er verkehrte mit ihr nach wie vor
in dem Tone, in dem er früher
mit der Enkelin des Gutsherrn ver-
kehrte hatte; nur daß er eben im
engsten Kreise, zu dem außer dem
alten Baron und Annemarie noch
die beiden treuen Seelen, die
Mamsell und Peters, der alte
Diener, gerechnet wurden, als zur
Familie gehörig galt. Er war
seiner Braut seit jenem Frühling-
morgen nicht näher gekommen —
im Gegenteil, es hatte ihm oft den
Anschein, als ob sie sich ihm, je
länger das Verlöbniß dauerte,
immer mehr entfremdete. Das ver-
letzte zwar seine Eitelkeit — Jan
von Koczjerowski war es gewohnt,
nachhaltigere Triumphe beim weib-
lichen Geschlechte zu erringen, —
aber letzten Grundes hatte er ja
nicht um Annemarie um ihrer
selbst willen erworben, sondern weil
er mit ihr das Gut erhielt, das ihm
eine Stellung im Leben verschaffen
sollte.

Es würde nicht lange mehr
dauern, dann saß er wieder auf
eigenem Grund und Boden! Wie
ihm der Gedanke wohl tat. Die
Freundschaft mit dem Grafen Neu-
kirch trug doch noch bessere Früchte,



Stappenwagen der Feldpost mit Briefträgern.

als er anfangs zu hoffen gewagt hatte. Sein Freund hatte ihm, als er ihm von seiner Verlobung und seinen infolgedessen veränderten Zukunftsaussichten Mitteilung machte, in so selbstloser und so selbstverständlicher Herzlichkeit Glück gewünscht — ja, er hatte sich ihm sogar, falls er seiner irgendwie bedürfen sollte, in jeder Weise zur Verfügung gestellt, daß Koczierowski sich doch etwas beschämt gefühlt hatte, weil er gegenüber Annemarie gewissermaßen mit seiner Abhängigkeit von Neukirch kokettiert hatte. — Aber er war nicht derjenige Mann, sich nachträglich unnötigen und unbequemen Gefühlen zu überlassen.



Ein Automobil-Omnibus, der zum Transport Verwundeter hergerichtet ist.

„Der gute Ernst Neukirch würde selbst recht herzlich lachen, wenn er wüßte, wie ich ihn als Popanz benutzt habe,“ sagte er sich, und damit war die Sache für ihn abgetan. Daß er dem Freunde die vorgestreckten Mittel so bald als möglich wiedergeben würde, stand für ihn fest. Annemarie müßte ihm schlimmsten Falles einen Teil ihres kleinen Barvermögens dafür zur Verfügung stellen. Denn Jan von Koczierowski war eitel genug, um nach außen hin als völlig unabhängiger Mensch gelten zu wollen.

„Abend für Abend mit meiner steinernen Braut und dem alten Manne zusammen Trübsal spinnen zu müssen,“ gähnte er jetzt vor sich hin, „das halte ein anderer aus. Laß sehen — der alte Woitek wird heute mit den Vorberei-



Straßenbahn-Schaffnerin als Ersatz der eingezogenen Schaffner.

tungen für die Jägerei genug zu tun haben —, reiten wir also wieder einmal hinüber und sehen zu, was die kleine Janina macht.“ —

Eine Viertelstunde später ritt er vom Hof. Annemarie, von der er sich für den Abend „beurlaubt“ hatte, stand am Fenster und sah der eleganten Reiterfigur nach.

„Der Koczierowski reitet wohl wieder mal nach Gökow, Kind?“ fragte ihr Großvater, als Annemarie den Gruß ihres Bräutigams erwiderte. — „Ich glaube ja, Großpapachen. Er will mit Sternthal wegen des Korns abschließen.“

„So; weißt Du, Annemarie, — er bleibt mir seit einiger Zeit recht häufig fort. Ein allzu zärtlicher Bräutigam scheint er auch nicht zu sein.“

„Aber, Großpapachen, bedenke doch, so lange unsere Verlobung nicht öffentlich ist.“

„Nun ja,“ knurrte der Baron, „ich weiß nicht, die ganze Heimlichkeiterei ist mir nicht besonders recht. Es ist gut, daß



Ueberstrichenes Firmenschild, das fremdländische Bezeichnungen trug.

die Sache bald ein Ende hat. Schließlich kommst Du noch ins Beredsame. Allerdings, wer es nicht weiß, der wird in Euch schwerlich ein Brautpaar vermuten."

Annemarie preßte ihre Stirn an die Fensterscheiben, um dem alten Herrn ihr Gesicht nicht zeigen zu müssen. Das, was ihr da sagte, hatte sie selbst in diesem halben Jahre oft genug beobachtet. Es war ihr jetzt, als ob sie an jenem Aprilmorgen wieder einer ihr heute unverständlichen Verwirrung der Sinne gefolgt wäre.

Koczierowski war heute noch fremder, als damals, als sie hatte oft einen unheimlichen Widerwillen gegen ihn. Aber das ihm gegebene Wort zurückfordern, das kam ihr nicht in den Sinn, und so ging sie neben ihm her, neben einem Menschen, an den sie sich ein hartes Gedächtnis gefettet war.

Das einzige in ihrem Band, das sie gemeinsam mit ihm empfand, war die Sorge um die väterliche Scholle. Und auch auf diesem Gebiete betrachtete sie ihn eigentlich mehr als ihren Gegner, denn als ihren Verbündeten. Der Pole hatte sich schon

früher völlig als Herr von Malchentin, und sie wußte, daß er später noch in viel schärferem Maße zutage treten würde.

Der, dem ihre Gedanken folgten, trachte unterdes, einen neuen Gassenhauer pfeifend, auf einem sandigen Waldwege durch den Stebenhagener Forst. Mit vollen Zügen sog er die süßliche Waldluft ein. Sein Auge schweifte über die wohlgepflegten Kiefernreihen rechts und links des Weges, und er dachte an „seinem“ Malchentin gehörten. Der alte Uragroßvater Malchewis, der Stebenhagen um ein Butterbrot verkauft, schmeißt bei seinen Betrachtungen nicht gerade günstig ab.



Pfadfinder im Dienste der Reichspost.

„Wenn Stebenhagen heute noch zu Malchentin gehörte — es wäre ein fürstlicher Besitz, à conto dessen Fräulein Annemarie noch langweiliger sein dürfte, als sie es so schon ist,“ spöttelte er. „Ob ich dann allerdings dieselben Chancen bei ihr gehabt hätte?“

Jetzt bog der Weg auf eine größere Lichtung ein. Inmitten von einem Wiesenkomplex lag der Stebenhagener Hof. Verhältnismäßig wenig Wirtschaftsgebäude umgaben ihn, da

zu Stebenhagen nur ein paar hundert Morgen Acker gehörten. Das übrige war alles Wald, und der oberste Forstbeamte des Konsuls Freiland, der alte Oberförster Boitek, verwaltete die kleine Ackerwirtschaft nebenher, so gut es eben ging.

„He da, Wirtschaft!“ rief Koczierowski, als er in den Hof einritt und dann vor dem kleinen Jagdschlößchen Halt machte. Ein finster blickender Knecht kam und nahm ihm das Pferd ab. Als er die Treppe zum Hause hinaufstieg, trat ein schönes, junges Mädchen in die Tür.

„Oh, Herr Nachbar,“ begrüßte sie ihn, „Sie kommen leider vor ein leeres Haus. Vater ist jetzt mit seinen Gehilfen im Schmalunger Revier, und vor zwei Stunden werden sie nicht zurück sein. Ich weiß nicht, ob Sie nicht besser täten, sich von Jasch gleich wieder den Bügel halten zu lassen.“

Der Knecht, für den diese Worte berechnet waren, hielt einen Augenblick still, als warte er auf einen neuen Bescheid. Aber Koczierowski winkte ihm zu: „Stell' er nur den Fuchs ein, Jaschek; ich muß den Oberförster sprechen, und wenn das Fräulein mich nicht ins Haus lassen will, so setze ich mich hier auf die Treppenstufe.“

„So war's nicht gemeint, Herr von Koczierowski — wenn Sie schon mit mir vorlieb nehmen wollen, so kommen Sie!“

In dem geräumigen Flur, der noch weit mehr als der Malchentiner mit Jagdtrophäen geschmückt war, änderten die beiden jungen Leute auf einmal den Verkehrston. Koczierowski riß das Mädchen in seine Arme und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

„Du —“ Halb erstickt preßte das Mädchen den Laut aus der Kehle. Dann zieht sie den Mann durch die Halle in ein gemütliches Wohnzimmer, das zwar höchst einfach, aber äußerst gediegen eingerichtet ist.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Gymnasiast als Telegraphenbote.

Im Nebel.

Erzählung von Frau S. Bohrmann.

(Nachdruck verboten.)

Der Krankenwagen mit seiner kleinen bewußtlosen Bürde verschwand langsam hinter den Nebelschleiern, während das große rote Auto die so jäh unterbrochene Fahrt auf ein Zeichen des Polizisten fortsetzte, der in dem Eigentümer des Kraftwagens den berühmten Parlamentsredner erkannt hatte. Das herumstehende Publikum starrte wie gebannt auf die bezaubernde junge Frau, die so besorgt sich nach den Verletzungen des kleinen Kindes erkundigt hatte und in deren dunklen Locken die Diamanten funkelten; ein kostbarer Pelzmantel lag über den zarten Schultern und verbarg die Dinertoilette, deren seidene knisternde Schleppe wie eine schaumgekrönte Woge zu Füßen der zwei Insassen lag.

Nach einigen Minuten, während deren in dem jetzt viel langsamer fahrenden Auto eine drückende Stille herrschte, sagte endlich die junge Frau: „Bei so dichtem Nebel — Kinder sind mitunter gar zu unvorsichtig, — jedenfalls trifft Joseph nicht die geringste Schuld.“

Ihr Mann antwortete nicht, seine Empörung raubte ihm die Sprache; während jeder Nerv an ihm noch bebte, konnte sie so ruhig sprechen, als wäre nicht das geringste vorgefallen.

Während des Diners hörte er zerstreut auf die Reden seiner Tischdame — immer wieder glitt sein Blick über das Gesicht seiner Frau, das er über einem Blumenkorbe mit roten Rosen schweben sah. Sie erzählte ihrem Nachbar die Ursache ihrer Verspätung — ob wohl Joseph abermals von aller Schuld freigesprochen ward? Umsonst suchte er nach einer Spur von Erregung in dem schönen Gesicht, nicht der leiseste Zug hatte sich darin verändert.

Er war so stolz darauf, daß seine Frau ein so tadelloses Produkt modernster Zivilisation sei; kühl und verbindlich, aber anscheinend ohne jegliches tiefere Gefühl schien sie wie geschaffen für die Stellung, die er ihr geben konnte. Nach der in seinen Kreisen herrschenden Ansicht hatte sie eine geradezu bewundernswürdige Gleichgültigkeit bei dem unliebsamen Zwischenfall zur Schau getragen. Aber — es war doch ein Kind verletzt worden, ein kleines Geschöpfchen mit goldenen Locken, das die Maschine zu Boden gerissen — konnte eine Frau ungerührt bleiben bei solchem Anblick?

Ganz leise gingen bittere Zweifel an in ihm aufzusteigen. Das kurze Jahr ihres Ehelebens hatte ihnen beispiellose gesellschaftliche Erfolge gebracht, aber ihr häusliches Leben war nicht wie er es erwartet — da gab es keine traulichen Plauderstündchen am Kamin, wie er sie so oft, so gerne mit seiner Mutter gehalten und nach denen er sich so sehnte.

Zweifellos hatte der durch den Nebel verursachte Unfall seine Nerven irritiert, — womöglich auch, daß er in letzter Zeit zu angestrengt gearbeitet, jedenfalls hatte er gerade heute abend das Gefühl, als drücke ihn eine Last zu Boden. —

Er mußte sich Zwang antun, um nicht durch ungebührliche

Gast aufzufallen, als er sich von den Gastgebern verabschiedete; seine Frau war mit mehreren anderen Damen schon vor ihm zu einer Soiree gefahren, bei der sein Erscheinen nicht absolut notwendig war, und mit einem Seufzer der Erleichterung schritt er durch die stillen Straßen seinem Heim zu.

In seinem Arbeitszimmer brannte, wie immer, Licht, aber arbeiten konnte er nicht, er zündete sich eine Zigarre an und warf sich in seinen bequemen Sessel. Seltsam unruhig, unzufrieden fast fühlte er sich — immer wieder flogen seine Gedanken einige Stunden zurück und beschäftigten sich mit dem verunglückten Kinde, ob es wohl schwer verletzt worden? Er wollte doch im Hospital anfragen — seiner Frau siele das gewiß niemals ein.

Sein ganzes warmes Empfinden lehnte sich gegen die Herzenskälte seiner Frau auf — es war ihm unsäglich, wie er es noch weiter an der Seite eines solchen eisigen Charakters aushalten könne; jetzt, wo sein Herz gebieterisch nach einem liebevollen und liebenden Weibe verlangte.

Er sprang auf; es litt ihn nicht länger im Hause; scharf klingelte er dem Diener, daß dieser ihm eine Droschke besorge und fuhr dann nach dem Hospital. Der schläfrige Portier konnte oder wollte zunächst keine Auskunft geben, besann sich jedoch, nachdem er einen prüfenden Blick auf den späten Besucher geworfen, eines Besseren und rief eine Schwester herbei. Diese erkannte ebenfalls den berühmten Parlamentsredner und bemühte sich, ihm die gewünschte Auskunft zu geben. Der kleine Junge hatte keine lebensgefährliche Verletzung erlitten — vielleicht würde der gnädige Herr sich selbst davon überzeugen — es sei allerdings gegen die Vorschriften, aber es ließe sich doch wohl einrichten.

Der Diener trug sie beide aufwärts und oben nahm ihn eine zweite Pflegerin in Empfang. Stumm folgte er dieser in einen großen Saal, an einer Reihe kleiner Betten vorbei bis zu einem, das teilweise durch einen Wandschirm verborgen war. Die Schwester bedeutete dem Besucher, er möge hinter den Schirm treten. — An dem Bettchen saß geduldig, mit gesenktem Haupte, eine Frauengestalt und sah auf das blasse Kind, dessen verbundenes Köpfchen auf ihrem nackten Arme lag, von dem der schwere Mantel geglitten.

Wortlos starrte der Mann auf das rührende Bild, dann ging ein Bittern durch seine große kräftige Gestalt. In demselben Augenblick sah seine Frau ihn lächelnd an — ihr war, als sähe er tief in ihre Seele, die so warm und sonnig aus ihren Augen leuchtete. „Er schließ ein, während ich mit ihm sprach,“ flüsterte sie, „es ließ mir keine Ruhe, ich mußte nach dem Kleinen sehen — Du bist doch nicht böse?“

Er konnte nur stumm den Kopf schütteln. In ihm jubelte und sang es vor grenzenlosem Glück — er hatte die Seele, die er suchte, gefunden. — — —

Hänschen.

Roman von Heinrich Wildau.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Unter tiefem Schweigen der Anwesenden legte sie das Schriftstück auf den Tisch, nahm das zweite und reichte es dem Sohne.

„Bitte lies, was in diesem Schriftstück steht, meine Kraft ist zu Ende.“

Der Doktor mußte sich ein ironisches Lachen verkneifen und sagte sich im Stillen: Das hätte ich Dir vorher sagen können. Aber — es freut mich immer, wenn jemand so ganz das Gegenteil von dem erfährt, was er eigentlich seinem Verhalten gemäß nur hätte erwarten können. Dann sind die Menschen immer wie aus den Wolken gefallen.

Jetzt las er: „Grunewald, den 9. Dezember 1900. Mein letzter Wille.“

Dann folgte der Inhalt des Testaments, das ihn und seine Schwester mit je 50 000 Mark bedachte und das übrige große Vermögen fast eine Million, der Schwester Martha vermachte.

Jetzt war die Frau Pastor einem Schlaganfall nahe. Es fehlte nicht viel, und sie ging denselben Weg, den vor kurzem ihr Bruder gegangen war.

Mit halb geschlossenen Augen lag sie in einem Fauteuil und ihr Atem ging förmlich stoßweise.

„Das ist ja ganz merkwürdig,“ begann der Doktor. „Das Datum des ersten Testaments ist der zwölfte Dezember und das Datum dieses Testaments ist der neunte Dezember. Da ist also dieses Testament, welches Dich,“ er wandte sich an seine neben ihm stehende Verlobte, „und dann in zweiter Linie meine Schwester und mich so gut bedachte, durch das andere Testament umgestoßen worden.“

„Ich verstehe wirklich nicht, Walter, wie Dein Onkel dazu kam, als ich erst acht Tage bei ihm war, ein solches Testament aufzusetzen. Im übrigen aber, und das kann ich beeden, war es gegen Ende Dezember — kurz vor den Feiertagen, als er mich das Testament aus dem Schreibsekretär nehmen ließ, in dem die Stadt Berlin von ihm bedacht wurde. Dieses Testament ließ er sich von mir vorlesen und er war darüber seinerzeit äußerst befriedigt. Ich könnte beschwören, daß ein anderes Testament als dieses nicht in dem Schreibsekretär lag.“

„Das kannst Du beschwören, Martha?“

„Natürlich, Walter, denn ich selbst habe ja das Testament, da Dein Onkel sich nicht bewegen konnte, aus dem Schreibsekretär genommen. In dem Schubfach lag kein zweites Stück Papier, nur das Testament, von dem ich soeben sprach und das



Hushebung zu den ungarischen Honved-Husaren und Attacke gegen die Russen. Nach dem Gemälde von Frizmann.

Deine Schwester und Dich ganz enterbt und nur auf das Pflichtteil setzt."

Der Doktor legte beide Testamente vor sich hin, prüfte immer von neuem beide Unterschriften, verglich die Handschrift, ob sie etwa von einem Fremden herzurühren schien.

Beide Unterschriften waren unzweifelhaft von der Hand seines verstorbenen Onkels herrührend und —

Seine Augen blieben plötzlich an dem Datum: Grunewald, den 9. Dezember 1900, haften.

Dann hielt er das Stück Papier gegen das Licht, besah es nochmals, rief dann Grete und seine Verlobte und sagte: „Werft Ihr etwas hier, fällt Euch etwas auf?“

Fast zu gleicher Zeit antworteten beide: „Nawohl!“

„Das ist doch merkwürdig,“ fuhr der Doktor fort, „das Datum hier auf diesem Testament ist mit blauer Kopiertinte geschrieben, während der ganze übrige Inhalt des Schriftstückes mit einer ziemlich wässerigen Tinte geschrieben ist.“

„Der Verstorbene hatte solche schlechte Tinte in seinem Schreibsekretär, ich habe sie auch mehrere Male benutzen müssen und mich stets darüber geärgert. Er war aber zu geizig, eher neue Tinte zu kaufen, als bis nicht die alte verbraucht war.“

„Dann müßte man doch daraus folgern,“ meinte der Doktor, „daß jeder ein solches Schriftstück mit ein und derselben Tinte bis zu Ende schreibt. Das Gegenteil ist doch gar nicht zu denken.“

„Das ist wirklich seltsam,“ sagte Grete.

Alle drei, ausgenommen die Frau Pastor, welche überhaupt nicht hinhörte, um was sich das Gespräch drehte, hatten zu gleicher Zeit die Vermutung, daß es sich hier um eine Fälschung handle, um etwas, das die Gerichte beschäftigen würde.

Der Doktor nahm beide Testamente, faltete sie wieder zusammen und steckte sie in seine Brusttasche.

In diesem Augenblick ertönte die Hausglocke und nach einiger Zeit erschien Frau Pastors Marie im Zimmer.

„Was wollen Sie?“ herrschte die Frau Pastor ihr Mädchen an. — „Der Herr Doktor hatte mich herbestellt.“

„Ja, ganz recht, Mama. Unsere Marie soll das hiesige Mädchen für einige Zeit ablösen, da die sich zu sehr grault. Gehen Sie in die Küche und Du“ — er wandte sich an seine Verlobte — „wirkt alles weitere anordnen, wir nehmen statt unserer Marie die andere mit in die Stadt. Ich bitte Dich, möglichst schnell alles zu ordnen, da ich, wenn irgend möglich, noch heute mit meinem Freunde, dem Rechtsanwalt Kornthal, sprechen möchte.“

Eine halbe Stunde später befand er sich bereits mit den Seinen auf der Rückfahrt nach Berlin. Wieder zu Hause, eilte er sofort zum Telephon, um sich mit seinem Freunde, dem Rechtsanwalt, verbinden zu lassen.

Während er noch am Telephon stand, trat Grete zu ihm. „Entschuldige, Walter — Herr Maler Keller wünscht Dich dringend zu sprechen.“

Er erledigte erst das Gespräch, hörte, daß der Rechtsanwalt ihn noch am Abend in seiner Privatwohnung erwarte, und war eigentlich geneigt, den Maler Keller wegen unaufschiebbarer Geschäfte abschlägig zu bescheiden. Aber die Schwester hatte den jungen Maler bereits eintreten lassen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte der Doktor, „Sie sehen mich zum Ausgehen bereit, ich muß zu meinem Rechtsanwalt.“

„Ich will Sie auch nicht lange stören, aber ich warte schon seit Stunden, um Ihnen was Wichtiges mitzuteilen.“

„Hat es nicht Zeit bis morgen?“

„Ich höre soeben, daß Sie zum Rechtsanwalt fahren wollen, und ich glaube, daß die Angelegenheit Ihren Herrn Onkel und die Erbschaft anbelangt.“

„Ganz recht, haben Sie damit irgend etwas zu tun?“

„Nein — das nicht — aber ich wollte Ihnen die Abschrift des Dokuments geben, das durch einen närrischen Zufall in meine Hände gespielt wurde; bitte, nehmen Sie das.“

Geradezu verblüfft war der Doktor, als er jetzt die Abschrift des Testaments las, um welches er soeben zum Rechtsanwalt fahren wollte, und welches das mit so merkwürdiger Tinte geschriebene Datum des 9. Dezember enthielt.

„Wegen dieses Testaments wollte ich eben zum Rechtsanwalt und, sagen Sie mal, Herr Keller, — haben Sie das geschrieben?“

„Das habe ich selbst geschrieben, — genau — Wort für Wort — ich sagte mir, daß es vielleicht von Wichtigkeit werden könnte.“

„Aber mein lieber Herr Keller, Sie haben das Wichtigste auf dem Testament vergessen.“

„Ich habe nichts vergessen.“

„Doch — aber ja — sogar das Allerwichtigste.“

„Nein — nein — Sie irren sich, das ist unmöglich. Ich habe die Abschrift sehr sorgfältig angefertigt, da mich das Testament in Ihrem Interesse stark interessierte.“

„Und das Datum?“

„Ein Datum? — Ja, Herr Doktor, darüber wunderte ich mich auch. Das Testament, das ich hier Wort für Wort abgeschrieben, enthielt nämlich kein Datum.“

Im nächsten Moment packte der Doktor den vor ihm Stehenden an beiden Schultern.

„Keller — ist das Tatsache — könnten Sie das beschwören?“

„Aber ja, Herr Doktor, — darüber habe ich mich ja am meisten gewundert, — ich rechnete es sogar nach, wann das Testament geschrieben sein könnte. Die Zeit, in der Ihre jetzige Verlobte nach der Pflege meines Jungen zum Grunewald hinaus kam.“ — „Also kein Datum?“

„Kein Datum, Herr Doktor, genau so Wort für Wort, wie es in der Abschrift steht, so lautete das Testament.“

„Gott sei Dank. — Sie wissen gar nicht, wie gewichtig Ihre Mitteilung ist. Kommen Sie sofort mit zu meinem Rechtsanwalt.“

„Sie gestatten, daß ich Fräulein Grete Adieu sage.“

„Lassen Sie das — lassen Sie das, dazu haben Sie nachher Zeit, dann können Sie sie stundenlang sehen.“

Er nahm ihn unter den Arm und zog ihn mit sich aus dem Hause fort, nahm das nächste Automobil und fuhr zu seinem Rechtsanwalt.

Nach einstündiger Konferenz hatte der Rechtsanwalt ein ungefähres Bild von der Art der Testamentsfälschung, wie sie hier allem Anschein nach ausgeführt worden war.

Er hatte durch geschickte Fragen herausbekommen, daß der Zeitpunkt, an dem der Maler Keller das von Meder verlorene Testament in seinem Atelierzimmer gefunden, derselbe Tag war, an dem sich Doktor Lattmann mit Schwester Martha verlobt hatte.

Doktor Lattmann hatte ferner erklärt, daß an demselben Tage auch Meder der Schwester Martha einen Heiratsantrag gemacht.

Jetzt konnte der Rechtsanwalt nichts anderes folgern, als daß Meder, der für den Verstorbenen von jeher alle geschäftlichen Angelegenheiten erledigte, das Testament an demselben Tage oder mindestens kurz vorher nach Diktat des alten Herrn niedergeschrieben und dabei das Datum — entweder durch Zufall oder aus direkter verbrecherischer Absicht — weggelassen, um es später seinen Absichten gemäß nachträglich einzufügen.

„Wo wohnt Meder, lieber Doktor?“

Doktor Lattmann nannte die Adresse.

Der Rechtsanwalt schrieb diese nieder und rief seine Sekretärin.

„Bitte, liebes Fräulein, nehmen Sie einen Briefbogen ohne Firma und ein ebensolches Kuvert, dann schreiben Sie mit Ihrer Hand — nicht in Maschinenschrift — folgendes: „Sehr geehrter Herr Meder! Ich bitte Sie, morgen vormittag um elf Uhr zu Herrn Wendt zu kommen. Schwester Martha.“

Doktor Lattmann sowohl wie Maler Keller als auch die Sekretärin blickten fragend zu dem Rechtsanwalt.

Der lächelte, nahm einen kräftigen Zug aus seiner Zigarre und erklärte: „Einem Fuchs stellt man Fallen. Beruhigen Sie sich, meine Herren, ich weiß genau, was ich tue.“ Dann zur Sekretärin: „Schreiben Sie jetzt den Brief, und bevor Sie ihn zur Post bringen, zeigen Sie ihn mir.“

„Und was beabsichtigen Sie, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Dr. Lattmann.

„Hören Sie zu, lieber Freund. — Ein Prozeß würde unendlich viel Schwierigkeiten machen, Sie kennen unsere Gerichte nicht so gut wie ich. Es könnten Monate vergehen, ehe unsere pedantische Behörde das ergründet hätte, was eigentlich sonnenklar ist. Deshalb hoffe ich, durch eine geschickte Falle den Herrn Meder einzufangen.“

„Da bin ich wirklich neugierig.“

„Sie werden morgen vormittag, ebenso wie Herr Keller, sagen wir um acht Uhr, sich draußen einfinden. Daselbe werde ich tun. Dann werde ich mich mit Herrn Keller in einem Nebenzimmer gewissermaßen verbergen und dort der Unterredung, die zwischen Ihnen, Schwester Martha und dem eintreffenden Herrn Meder stattfindet, als Zeuge beizuwohnen.“

„Und was soll ich tun?“

„Folgendes: — Sie werden dem Herrn Meder sagen, daß Ihr Onkel — ich nehme allerdings an, daß Meder noch nicht erfahren, daß Ihr Onkel verschieden ist . . .“

„Das wird er noch nicht erfahren haben — eine Todesanzeige haben wir noch nicht in die Zeitungen gesetzt und auch niemand benachrichtigt, ausgenommen die Behörde.“

„Damit rechnete ich, — Sie werden also Meder sagen, daß Sie mit Ihrem Onkel am Abend vorher gesprochen und daß derselbe außer sich ist, wie das merkwürdige Datum auf dieses von ihm als letzter Wille bestimmte Testament kommt. Sie wünschen darüber Aufklärung — lassen durchbliden, daß Ihr Onkel Sie beauftragt hat, einen Notar zu holen und daß Sie gewillt sind, für Ihren Onkel der Staatsanwaltschaft Mitteilung zu machen. Dann werden wir das weitere sehen.“

Die Sekretärin trat ein, übergab den Brief, welchen der Doktor jetzt nach dem Grunewald hinausnehmen mußte, um ihn dort in einen Briefkasten zu werfen.

Am nächsten Morgen freute sich Hänschen, daß er schon so früh zu Tante Grete geholt wurde.

Dann fuhren die beiden Herren, es war gegen $\frac{1}{8}$ Uhr früh, in einem Automobil nach der Grunewald-Kolonie.

In der Villa traf eine Stunde später der Rechtsanwalt ein. Er und der Maler Keller nahmen hinter einem der von der Wand abstehenden Spinde im Nebenzimmer Platz auf Stühlen, die sie sich dort hinstellten. Die Tür zu dem Sterbezimmer wurde geschlossen und dann warteten Dr. Lattmann und seine Braut auf das Erscheinen des Herrn Meder.

Der kam pünktlich.

Schwester Martha, die ihm persönlich öffnete, damit er nicht das fremde Dienstmädchen sah, erhielt von ihm einen plump vertraulichen Morgengruß und dann stand er Dr. Lattmann gegenüber.

„Was gibt's Herr Doktor?“

„Eine eigentümliche Sache, Herr Meder. Nehmen Sie bitte Platz, da unsere Unterredung doch längere Zeit dauern dürfte.“

„Na nu, Sie tun ja mächtig zugeknöpft. Gerade so, als ob man zu einem Untersuchungsrichter kommt.“

„Soll ich bleiben?“ fragte Schwester Martha.

„Ja, bitte, Deine Anwesenheit ist sogar sehr nötig.“

„Die Herrschaften duzen sich?“

„Jawohl, Herr Meder. Gestatten Sie, Ihnen meine Verlobte vorzustellen.“

„Na, so wat.“ Er riß den Mund weit auf, daß man seine goldplombierten Zähne sehen konnte und schlug dann ein Gelächter an.

„Ich bitte Sie, sich etwas ruhiger zu verhalten, mein Onkel hat sich gestern Abend sehr aufgereggt, und ich bin froh, daß er seit einigen Stunden schläft.“

„Wohl über Ihre Verlobung?“

„Im Gegenteil, ich habe selten bei einem alten Herrn eine so herzliche Freude gesehen. Das Gegenteil trat allerdings ein, als er mich in Gegenwart von Schwester Martha beauftragte, aus seinem Schreibsekretär ein Testament herauszunehmen, das Sie geschrieben hatten.“

„Ganz recht — zwei Testamente, Herr Doktor.“

„Jawohl, Herr Meder — zwei Testamente. Nun, über diese Testamente, von denen das eine mit dem Legat, welches mein Onkel der Stadt Berlin vermachte, das ältere war.“

„Na, na, Sie irren sich wohl.“

„Ich glaube, daß sich der Testator wohl nicht irren kann. Soviel ich als Arzt bestätigen kann und auch Schwester Martha, ist mein Onkel bei vollkommen klarem Verstand, Herr Meder.“

Er war blaß geworden — der Platz, auf dem er saß, kam ihm siedend heiß vor. Frechheit steh' mir bei, dachte er und fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken.

„Nun sehen Sie, Herr Meder, und das ist's, warum Sie mein Onkel hierher bestellt hat. Wie sind Sie dazu gekommen, auf das Testament ein Datum zu setzen, das nicht stimmt?“

Meder nahm seinen Klemmer heraus.

„Darf ich mal lesen, was da steht?“

„Es genügt, wenn ich es Ihnen vorlese — es steht hier auf diesem Testament, das mein Onkel als seinen letzten Willen bestimmt, der neunte Dezember. Das Testament ist aber in Wirklichkeit Ihnen von meinem Onkel am neunten Mai diktiert worden.“

„Donnerwetter, Donnerwetter!“ Meder fuhr sich nervös mit den Fingern über die Stirn. „Ja, wie konnte mir das bloß passieren! — Jetzt erinnere ich mich — ich hatte das Testament schreiben müssen, hatte es mit mir genommen und dann in der Nacht, — ich war auf einer Geburtstagsfeier, erinnere ich mich, — hatte ich das Datum vergessen — und schrieb den neunten Dezember darüber. Das kann ich nur im Dusek getan haben. — Himmel noch mal, wie konnte mir so etwas passieren!“

Er zog sein Taschentuch hervor und wischte sich den Schweiß vom Gesicht, der da in dicken Tropfen perlte.

„Es ist gut, daß Sie sich dieser Sache erinnern. Sie hätten

eigentlich das gleich persönlich meinem Onkel sagen müssen, daß Sie in der Trunkenheit ein derartiges „Versehen“ machten. Es sieht bedenklich nach dem Staatsanwalt aus. Nun möchte ich Sie also ersuchen, diese Erklärung hier zu Papier zu bringen und niederzuschreiben, daß der neunte Mai neunzehnhundertseins auf das Testament gesetzt werden mußte und nur irrtümlicherweise, weil Sie betrunken waren, der neunte Dezember neunzehnhundert gesetzt wurde. Hier ist Tinte und Papier, schreiben Sie bitte die eidesstattliche Erklärung.“

„Gewiß, Herr Doktor. — Wie können Sie nur denken, daß ich etwas tun könnte, womit sich der Staatsanwalt beschäftigen müßte. Ich werde es Ihrem Onkel noch persönlich erklären.“

„Der schläft, Herr Meder, — aber Sie können ihn nachher sehen. Schreiben Sie bitte jetzt.“

Und Meder schrieb. Dabei tropften ihm vor Erregung die Schweißtropfen auf das Papier, und er atmete tief und erleichtert auf, als er seinen Namen unter das Papier setzte.

Der Doktor las das Schriftstück durch und war befriedigt. Dann rief er nach dem Nebenzimmer: „Darf ich die Herren bitten, als Zeugen hier zu erscheinen.“

Meder starrte, als ob er Gespenster sähe, auf den Maler Keller und den Rechtsanwalt, die jetzt beide in das Zimmer kamen.

„Wie kommen Sie denn hierher?“ wandte er sich zu Maler Keller.

„Bitte nachher, Herr Meder,“ sagte Doktor Lattmann. „Darf ich die Herren bitten, die Unterschrift des Herrn Meder hier zu beglaubigen.“

Beide Herren nahmen das Schriftstück, unter welchem noch der Name Meder nicht trocken war, und setzten ihren Namen darunter, die Unterschrift damit beglaubigend.

„So, Herr Meder,“ sagte der Rechtsanwalt, „den Streich haben wir Ihnen unmöglich gemacht. Mein Name ist Rechtsanwalt Kornthal. Vielleicht brauchen Sie mich in Zukunft mal als Prozeßführer, Sie sehen, daß ich meinen Mann stehe.“

„Die ganze Geschichte verstehe ich noch nicht.“

„Das sollen Sie sofort,“ sagte Doktor Lattmann, „kommen Sie mit zu meinem Onkel.“

Alle folgten ihm.

Doktor Lattmann öffnete die Flügeltür. Lichterglanz trat ihnen plötzlich entgegen, und Meder sah mit stieren Augen auf den in der Mitte des Zimmers aufgebahrten alten Herrn.

Er knirschte mit den Zähnen.

„So, Herr Meder,“ hörte er die Stimme des Doktors, „nun können Sie gehen. Sie sind hier völlig überflüssig.“

Der Rechtsanwalt faßte ihn unter den Arm und führte ihn hinaus. Er konnte es sich nicht verkneifen, dem geschlagenen Feinde, als er vor der Villa stand, noch nachzurufen: „Vergessen Sie nicht meinen Namen, Rechtsanwalt Kornthal.“

Da löste sich die Spannung bei Meder in einem lauten Fluch und er eilte zur Haltestelle der Elektrischen. Jetzt erst erkannte er die Falle, in die er geraten war. —

Zwei Tage später wurde der alte Herr zur Ruhe bestattet, nur eine kleine Trauergemeinde folgte seinem Sarge.

Dann einige Tage später erfolgte die Erbschaftsverteilung. Doktor Lattmann verzichtete zugunsten seiner Schwester Grete.

„Nun kannst Du Dir wenigstens den Mann wählen, zu dem Dich Dein Herz hinzieht.“

Und die Grete wurde rot bis zu den Haarwurzeln und senkte den Kopf.

Wußte ihr Bruder schon, daß sie Hänschens Vater so sehr in ihr Herz geschlossen, daß sie mit ihm ins Etend gewandert wäre, wenn es nötig geworden?

Doktor Lattmann aber, als er nach all den Formalitäten allein mit seiner Braut war, sagte: „Nun bringst Du mir das Geld, das wir beide brauchen, um vielen armen Menschen ein Segen zu werden.“

Sie aber lehnte sich fest an seine Brust.

„Das wollen wir tun, Walter.“

Ein halbes Jahr später wurden am gleichen Tage zwei Hochzeiten gefeiert.

Doktor Lattmann und Schwester Martha — Maler Keller und Grete Lattmann.

Den Ehrenplatz an der Hochzeitstafel aber bekam Hänschen Keller, er, der das von Meder verlorene Testament auf dem Fußboden gefunden, er, der von einer unsahbaren Vorsehung zum Werkzeug ausersehen wurde, daß alles zu einem glücklichen Ausgang gedeihen konnte.

Und beide jungen Ehepaare und alle übrigen Hochzeitsgäste erhoben ihre Gläser und ließen den kleinen Schicksalsträger, das Hänschen, hochleben.

— Ende. —



Andrang vor einer Meldestelle des Roten Kreuzes.

Eine Zentralmelde- und Auskunftsstelle hat das Rote Kreuz im Reichstagsgebäude eröffnet. Außer mündlichen Auskünften erhalten alle sich Meldenden Fragebogen ausgehändigt, aus denen die Grundsätze der freiwilligen Krankenpflege usw. ersichtlich sind.



Andrang von Berlinerinnen zum Kursus für Krankenpflege vor dem Reichstagsgebäude.



Extrablatt-Verteilung über deutsche Siegesnachrichten.

Der Verteiler muß vor dem Ansturm des Publikums in einen Haussflur flüchten. Die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen erwecken allerorts großen Jubel. In den Straßen drängen sich die freudig erregten Massen in wildem Ansturm um die Verteiler der Extrablätter, die gleich Siegesfahnen triumphierend in der Luft geschwenkt werden. Dann strömt die Menge nach allen Seiten auseinander, um die Freudenbotschaft von den Waffenerfolgen überallhin zu verbreiten.